

Heimat hat verschiedene Gesichter

Alpweiden, die Familie, Meditation ...

Das vertraute Dorf im Goms

Fragt mich jemand, woher ich komme, antworte ich jeweils, ohne zu zögern: Ich wohne in Brig, aber ich komme aus Obergesteln. In diesem 200 Einwohner zählenden Dorf zuoberst im Goms bin ich aufgewachsen. Obergesteln, das Goms, die dort lebenden Menschen bedeuten mir viel. Hier, wo ich auf Schritt und Tritt vertrauten Gesichtern begegne, jeden Stein und jeden Strauch zu kennen glaube, kommt bei mir ein Gefühl von Geborgenheit auf. Manchmal sind es ganz banale Dinge, wie der Duft von frisch getrocknetem Heu, das Läuten der Kuhglocken, im Herbst, wenn die Kühe von der Alp zurück sind und auf den Matten weiden, der erste Blick auf die Berge nach einer Ferienreise, der eigene Dialekt – all dies ist mir seit Kindheit vertraut.

Heimat hat für mich sehr viel mit Landschaft zu tun: blühende Alpweiden, verschneite Gipfel, die Ruhe abgelegener Bergtäler, rauschende Bäche, stille Bergseen. All dies ist mir wichtig, und deshalb möchte ich nicht anderswo leben. Diese meine Landschaft zeige ich auch gerne anderen Menschen; ich erzähle ihnen Geschichten darüber und lasse sie die Orte erleben. Dabei will ich aber keinesfalls ein idealisiertes Bild vermitteln oder Dinge beschönigen. Ich setze mich mit dieser Umgebung kritisch auseinander, setze mich dafür ein, dass das, was mir wichtig ist, erhalten bleibt und nicht durch kurzfristiges Handeln zerstört wird. Die Heimat kann mir nicht gleichgültig sein.

Es ist für mich allerdings unerlässlich, diese vertraute Umgebung immer wieder aus räumlicher Distanz zu betrachten. Erst die Sicht von aussen, der Vergleich mit Neuem, Ungewohntem gibt allem, was für mich Heimat bedeutet, den richtigen Stellenwert. Dies bringt auch die am Anfang gemachte Aussage auf den Punkt: Ich lebe in Brig, aber ich komme aus Obergesteln!

Irmgard Anthenien,
45, Bibliothekarin und Wanderleiterin.
Infos über ihre Wanderungen im Goms und in den umliegenden Regionen unter:
www.irmgard-geht.ch

Obdach und Zusammensein

Nach dreieinhalb Jahren Leben und Arbeiten in Afrika bin ich nun zurück in der Schweiz. In Pala, im Südwesten des Tschad, fehlten mir die gewohnten Ausblicke in die Landschaft. Während der Trockenzeit war alles monoton braungrau und ausserordentlich staubig. Wenn der Regen kam, erblühte die Landschaft; sie war auf einmal voller abwechslungsreicher satter Farben und Düfte. Ich begann sie erst mit der Zeit zu schätzen, diese neue Umgebung. Beim regelmässigen Spaziergang von rund einer Stunde kurz vor dem Ein-dunkeln habe ich sie mir angeeignet.

Heimatgefühl ist etwas ganz Persönliches. Für jeden und jede steht dabei etwas anderes im Zentrum. Fünf Personen berichten, wo und wie sie Heimat finden.

Am meisten fehlten mir aber Geschwister, Freunde und Freundinnen, mit denen ich in gewohnt komplizierter Manier Erfahrungen und Trümereien austauschen konnte. Während der langen Monate im frei gewählten Engagement (und Exil zugleich) ist mir deutlich klar geworden, dass es im Grunde genommen Beziehungen sind, die mir Heimat geben. Da waren einige Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich in vertrauensvollem Umgang arbeite.



Andri Pol

Arni, BE

ten und beginnen konnte, das Leben auf eine neue Art zu geniessen. So stellte sich mit der Zeit das Gefühl ein, auch in Pala zu Hause zu sein.

Zurück in der Schweiz fühlte ich mich zuerst weit entwurzelter als beim Weggang und beim Einleben in die afrikanischen Realitäten. Dann habe ich in meiner Familie in einer nie zuvor gekannten Selbstverständlichkeit Aufnahme gefunden. Wir sind einander neu begegnet, ohne grosse Worte, einfach

einander Raum gebend: Obdach und Zusammensein, gemeinsame Gespräche – und ganz neu auch das herzhaft Lachen.

In der Tiefe meiner Existenz sind Ruhe, Dankbarkeit und Zufriedenheit eingeleitet. Glauben an das Leben in seiner Fülle gelingt mir unverkrampfter denn je. Im Mai dieses Jahres bin ich von der Zentralschweiz ins Waadtland gezogen. Hier arbeite ich nun als Klinikseelsorger im ökumenischen Auftrag beider Kir-

chen. Die neue Sensibilität für das Gemeinschaftliche in Kirche und Gesellschaft leitet mich in meiner neuen Aufgabe, in der wiederum neuen Umgebung. Meine Metapher für Heimat lautet heute: «Ich bin mir zuhause gekommen – inmitten neuer Gemeinschaften!»

Hans Ruedi Meier,
51, Theologe und Klinikseelsorger, arbeitete dreieinhalb Jahre als Fachperson der Bethlehem Mission Immensee im Tschad.

Das Ja zum Leben

Wer über Heimat nachsinnt, denkt wohl primär an Landschaften, Behausungen und Menschen. Spiritualität hat keinen greifbaren Ort. Und doch kann ein spiritueller Weg mich an jenen Ort in mir führen, wo Stille waltet und wo sich das Leben mir in Fülle zuwendet, wo ich mich geborgen und zu Hause fühle.

Für mich ist es wichtig, dass ich versuche, voll und ganz in meiner Wirklichkeit zu leben und sie anzunehmen.

Das tönt simpler und einfacher, als es ist. Auch ich lebe oft mit Spannungen und Widersprüchen. Deshalb ist es für mich wichtig geworden, Zeiten der Stille zu haben. Dann sitze ich einfach da, achte auf meinen Atem, lasse meine Gedanken kommen und gehen. Ich praktiziere dabei oft das Herzensgebet. Dies ist eine alte Gebetspraxis, bei der zum Atem das immer gleiche Gebet gesprochen wird, bis es sozusagen im Herzen selber betet. Ich verbinde dies mit dem Bild, dass mir der Atem hilft, positive

Kräfte aufzunehmen und Belastendes loszuwerden. Das Kommen und Gehen des Atems steht für Verwandlung. Wir leben in einer Kultur des Besitzes, der Erfolge und der Positionen. Wenn ich mein Dasein von den Schwingungen des Atems leiten lasse, durchbreche ich diese Fixierungen. Ich lerne dadurch die Vorläufigkeit äusserer Gegebenheiten kennen. Ich lerne, sie zu geniessen, ohne mich an sie zu hängen. Ich beginne so, auch die Verwundbarkeit und den Misserfolg im Leben anzusehen und



Andri Pol

Lugano, TI

entdecke sogar eine Heiterkeit in dieser Wechselhaftigkeit des Lebens.

In unseren alltäglichen Entscheidungen werden wir ständig vom Bedürfnis geleitet, die Wirklichkeit in den Griff zu bekommen. Das, was mir lieb ist, erscheint dabei oft als bedroht. Auf meinem spirituellen Weg versuche ich, eine andere Schau immer stärker werden zu lassen. Darin muss nicht *ich* mein Leben leben, sondern das Leben lebt sich in mir. Ich kann erfahren, dass Wesentliches mir geschenkt ist. Das erzeugt Vertrauen. Heimat hat dann nichts zu tun mit etwas Erhaltenswertem, das immer so zu bleiben hat. Heimat bedeutet dann ein Ja zu meinem Leben in seiner ganzen Wechselhaftigkeit.

Meinrad Furrer,

41, Seelsorger und Sänger, Zürich

Wurzeln an zwei Orten

Als Migrantin hatte ich anfänglich eine starke Sehnsucht nach Heimat. In Peru hatte ich mit meinem Schweizer Mann einen Einsatz für die Bethlehem Mission Immensee (BMI) geleistet und sehr intensiv gelebt. Dann zogen wir mit den Kindern in die Schweiz. Die ersten zwei, drei Jahre hier waren schwierig. Ich vermisste meine Familie in Peru, meine Verwandten – und die Selbstverständlichkeit, einander an Wochenenden zu besuchen. Bald nach meiner Ankunft bekam ich einen Tinnitus und andere gesundheitliche Probleme. Die Schweiz fand ich wunderschön, und ich fragte mich, warum ich mich hier so schlecht fühlte. Dann wurde mir klar, dass ich etwas verändern musste.

Ich begann, mehr Kontakte zu andern Menschen zu suchen. Das brauchte Mut und Geduld. Sehr geholfen hat mir die Nachbarsfamilie, die Kinder im ähnlichen Alter hat wie wir und zu der wir von Anfang an gute Beziehungen hatten. Über die Schule der Kinder lernte ich andere Eltern kennen, ich trat einem Sportverein bei und begann, mit Leuten aus Lateinamerika viel zu unternehmen. Allmählich habe ich so meine Freude wiedergefunden und gelernt,

die guten Seiten der Schweiz zu genießen. Heute geht es mir auch gesundheitlich wieder viel besser. Eine neue Heimat bekommt man nicht gratis. Es braucht Offenheit, auf andere zuzugehen, die Bereitschaft, neue Beziehungen aufzubauen, Anstrengungen und Geduld beim Lernen der Sprache.

Alle, die ausgewandert sind, haben ihre Wurzeln an zwei Orten. Das betrachte ich nun als grosse Bereicherung, sowohl für mich wie für meine Kinder. Heute fühle ich mich in der Schweiz zu Hause. Ich kann mir aber nicht vorstellen, Peru als Heimat zu verlieren. Für mich bedeutet Heimat vor allem enge Beziehungen zu Menschen. Weil ich meine ursprüngliche Familie weit weg habe, suchte ich in der Schweiz eine «Ersatzfamilie» von Freundinnen und Freunden. Diese Familie ist mit der Zeit gewachsen. Aber meine ursprüngliche, peruanische Familie ist mir noch immer sehr wichtig. Ich telefoniere häufig mit meinen Geschwistern und meiner Mutter. Und Heimweh habe ich vor allem dann, wenn es einem meiner Familienmitglieder schlecht geht und ich nichts Konkretes unternehmen kann.

Mercedes Bernal Elmiger,

50, aus Peru, lebt seit 1998 in der Schweiz, ist verheiratet und hat zwei Kinder (12- und 14-jährig). Sie ist freie Mitarbeiterin des BMI-Bildungsdienstes.

«Erst die Sicht von aussen
gibt allem, was für mich
Heimat bedeutet, den
richtigen Stellenwert.»

Irmgard Anthenien

Meine Heimat ist anderswo

Ich bin auf der Suche nach meiner neuen Heimat. Ich bin in Muotathal aufge-

wachen, die Landschaft und die Berge dort habe ich sehr gern. Aber schon seit Ende der Schulzeit hat es mich immer wieder fortgezogen. Und jedes Mal, wenn ich von einer Reise heimkehre, bin ich niedergeschlagen; warum, kann ich nicht einmal genau sagen. Ich freue mich weder auf die Sicherheit noch den Luxus hier. Ich fühle mich in der Schweiz einfach nicht zuhause.

Das letzte Mal, als ich mich auf die Suche nach meiner neuen Heimat begab, reiste ich voller Enthusiasmus nach Südamerika. Nach neun Monaten musste ich zurückkehren, weil mein Vater schwer erkrankte.

Mit meiner ursprünglichen Heimat bringe ich am ehesten meine Familie in Verbindung. Eltern und Geschwister sind sehr wichtig in meinem Leben. Es ist aber schwierig, den Eltern zu erklären, warum ich mich in der Schweiz nicht heimisch fühle. Sie sind sehr verwurzelt hier und können sich nur schwer vorstellen, dass man woanders glücklicher sein kann.

Die Frage, warum ich in der Schweiz nicht meine Heimat sehe, habe ich mir oft gestellt. Mir ist aufgefallen, dass ich mich immer dann am besten fühle, wenn ich fast nichts habe. So war der Aufenthalt in einem peruanischen Andendörfchen bisher das Eindrücklichste, was ich erlebt habe. Das nächste Dorf lag fünf Stunden Fussmarsch plus zwei Stunden Autofahrt entfernt. Es gab nur bei Dunkelheit Strom, Toiletten und Dusche fehlten ebenso wie Hektik oder Lärm. Ich habe vor lauter Glücksgefühlen regelmässig vergessen, etwas zu essen.

Meine Heimat muss in einem Land sein, in dem die Menschen wenig materiellen Reichtum besitzen. Dafür sollen sie viel Zeit füreinander haben. Nicht das neue Auto oder die schöne Wohnung sollen wichtig sein, sondern Nächstenliebe und die Bereitschaft, das wenige, das man hat, mit den anderen zu teilen. Da möchte ich leben und arbeiten, sei es in einer Stadt oder auf dem Land.

In Peru und Bolivien gibt es solche Orte, und meine nächste lange Reise wird zum vierten Mal dorthin führen. Vielleicht für immer.

■ Andrea Schelbert,

30, Journalistin, Brunnen